

Emotionen

Jan Slaby (Berlin)

Draft-Chapter for *Handbuch Handlungstheorie. Grundlagen, Kontexte, Perspektiven*, ed. By M. Kühler & M. Rüter, Stuttgart: Metzler 2016

Einleitung

In den letzten Jahrzehnten hat es ein verstärktes Bemühen darum gegeben, Emotionen als zentrale Dimension der menschlichen Existenz philosophisch zu verstehen, ihre Vollzugsformen zu beschreiben und sie zu zentralen Fragen der Philosophie in Beziehung zu setzen – etwa zu Themen der Ethik (moralische Motivation und Realität von Werten), der Epistemologie (axiologische Erkenntnis), der Philosophie des Geistes (affektive Intentionalität) und der Theorie der Person (Emotionen und praktisches Selbstverständnis). Zeichnet man die theoretische Entwicklung in der Philosophie der Emotionen über die letzten Jahrzehnte nach, so kristallisiert sich ein für die Handlungstheorie interessantes Bild heraus: Fühlen und Handeln sind sich in der philosophischen Theorie mit der Zeit immer näher gekommen. Das geht so weit, dass Emotionen heute mitunter unmittelbar als Handlungen verstanden werden. Insofern bietet es sich für die Zwecke dieses Beitrages an, Emotionen vor allem unter dem Blickwinkel ihrer Nähe zu Verständnissen des menschlichen Handelns zu betrachten.

Ich beginne daher mit der Grundidee der *kognitiven* Emotionstheorie, die ab den 1960er Jahren für das erneute philosophische Interesse an den Emotionen maßgeblich wurde. Anschließend bespreche ich die Weiterentwicklung des Kognitivismus zu Positionen, welche die affektiven und leiblichen Dimensionen des Emotionalen in ein kognitives Emotionsverständnis integrieren, ehe ich kurz jüngere Ansätze handlungsorientierter Emotionstheorien beleuchte, insbesondere den Enaktivismus. Für die philosophische Handlungstheorie relevant ist vor allem der allmähliche Wandel im Verständnis von Emotionen von mentalen Handlungs-*Antezedenzien* zu unmittelbaren Handlungsvollzügen. Daneben rückt aber auch die Rolle der Emotionen für den umfassenden „Hintergrund“ von Handlungserklärungen insgesamt in den Blick. In dieser Perspektive zeigt sich, dass spezifische Handlungsgründe und motivationale Faktoren auf einen größeren Kontext eines Geflechts aus Einstellungen, Charakterzügen, Habitualitäten verweisen. Menschliche Emotionen können nur dann als valide Erklärungsfaktoren für Handlungserklärungen herangezogen werden, wenn man sie als Teilmomente eines solchen umfassenden personalen Selbstverständnisses bzw. einer *praktischen Perspektive* auf die Welt versteht (vgl. Hartmann

2009; Rorty 2004; Slaby 2008). Von hier aus öffnet sich das Feld sowohl der Emotions- als auch der Handlungstheorie in den Bereich umfassender Explikationen des menschlichen Selbstverständnisses.

Das Folgende kann nicht mehr sein als ein selektiver Zugriff auf ein verzweigtes Forschungsfeld (zur Übersicht: Deonna & Teroni 2012; Döring 2009; Hartmann 2009). Ich beschränke mich weitgehend auf Positionen, die dem emotionsphilosophischen Mainstream zuzurechnen sind. Hier wurde erst in den letzten Jahren wieder verstärkt an ältere Einsichten der Phänomenologie, etwa an Überlegungen Schellers, Heideggers, Sartres oder Merleau-Pontys angeschlossen. Insofern ließe sich die Geschichte emotionsphilosophischer Positionen im 20. Jahrhundert auch anders herum erzählen: ein handlungsorientiertes Verständnis der menschlichen Emotionen, das ich hier als Endpunkt einer theoretische Entwicklung darstelle, kann mit gleichem Recht als ein bereits vor längerer Zeit erreichter Forschungsstand betrachtet werden, der im Zuge wechselnder philosophischer Moden ins Abseits geriet, ehe er nun erneut erarbeitet wird. In einem Exkurs werde ich daher auf Heideggers Verständnis von „Verstehen“ und „Befindlichkeit“ eingehen und verdeutlichen, dass es in einigen Punkten mit heute virulenten Auffassungen des Zusammenhangs von Fühlen und Handeln übereinkommt und somit helfen kann, einige bedeutende Einsichten zu gewinnen.

Ausgangspunkt Kognitivismus

Was sind Emotionen? Es handelt sich dabei um eine Untergruppe jener Phänomene, die mit dem breiten alltagssprachlichen Ausdruck „Gefühl“ bezeichnet werden. Als Emotionen werden in der Philosophie *gerichtete*, d.h. spezifisch auf Objekte, Personen oder Situationsaspekte *bezogene* Gefühle bzw. affektive Episoden genannt, die sich unter (jeweils in einem Kulturraum auf eine bestimmte Weise etablierte) Kategorien wie Furcht, Freude, Trauer, Ärger, Stolz, Scham, Eifersucht, Neid und dergleichen gruppieren lassen. Diese kategoriale Formierung zu einer Vielzahl von sprachlich unterscheidbaren Emotionstypen liefert einen wichtigen Anhalt für die philosophische Theoretisierung von Emotionen. Es kann sich bei den so benannten Episoden nicht einfach um unspezifische physiologische Erregungen und auch nicht um bloße qualitative Empfindungen – bloße *feelings* – handeln, denn dann wäre nicht ersichtlich, aufgrund welcher im Phänomen selbst liegenden Kriterien sich die zahlreichen Emotionstypen voneinander unterscheiden lassen. Man spricht diesbezüglich vom Problem der *Individuation* (vgl. Slaby 2008; Deonna & Teroni 2012, Kap. 3 & 4). Es gibt offenbar robuste inhaltliche Kriterien, anhand derer wir zielsicher Furcht von Zorn, Stolz von Neid oder Trauer von Eifersucht unterscheiden. Bei diesen Kriterien – und

das ist die zentrale Einsicht der kognitiven Theorien – muss es sich um die unterschiedlichen Weisen handeln, in denen sich Emotionen jeweils konkret und in einer bestimmten Hinsicht auf die Welt beziehen. Wer sich fürchtet, bezieht sich affektiv auf eine Gefahr; wer trauert, ist affektiv auf einen schmerzlichen Verlust orientiert; wer sich ärgert, bezieht sich affektiv auf eine vermeidbare Schädigung; wer jemanden beneidet, ist affektiv auf ein Gut im Besitz eines Anderen fokussiert, usw. Ob sich Furcht auch auf charakteristische Weise *anfühlt*, ob Ärger mit bestimmten Formen körperlicher Erregung einher geht, ob sich bei Trauer gewisse wiederkehrende Muster von Hirnaktivität messen lassen – all das ist zunächst nebensächlich angesichts des zentralen Aspekts, dass Emotionen Formen des evaluativen Weltbezugs sind, die sich hinsichtlich ihrer evaluativen Gehalte – technisch gesprochen: hinsichtlich ihrer *formalen Objekte* – präzise differenzieren lassen (vgl. Kenny 1963). Die kognitiven Theorien haben diese Einsicht ausbuchstabiert, indem sie diese kognitive Dimension – die *evaluativen intentionalen Gehalte* der kategorial unterscheidbaren Emotionstypen – zur maßgeblichen Bestimmungsgröße der Emotionen erklärt haben.

Die verschiedenen Spielarten der kognitiven Theorie unterscheiden sich dann vor allem darin, wie dieser intentionale Kern einer emotionalen Episode präziser gefasst wird. Als Kandidaten kommen Überzeugungen, Urteile oder Wahrnehmungen in Frage, auch ist die Kombination von Überzeugungen und Wünschen vorgeschlagen worden. Als besonders einflussreich hat sich die *Urteilstheorie* der Emotionen erwiesen: Bei Emotionen handele es sich um emphatisch gefällte *Werturteile*, die sich auf existenziell bedeutsame Angelegenheiten beziehen (Lyons 1980; Solomon 1993; Nussbaum 2001). So wäre meine Furcht mein *Urteil*, dass ich mich in akuter Gefahr befinde; meine Trauer wäre mein *Urteil*, dass ich einen unwiederbringlichen Verlust erlitten habe; mein Ärger mein *Urteil*, dass mich jemand absichtlich geschädigt hat, usw.

Diese kruden Formulierungen zeigen an, dass der Kognitivismus eine Extremposition ist. Seine Vertreter legen nicht viel Wert auf Phänomenbeschreibungen. Vielmehr handelt es sich um einen theoretisch motivierten Ansatz, der ein spezielles Erklärungsziel verfolgt, eben die Ausbuchstabierung der Einsicht, dass die bekannten Emotionstypen durch die Spezifizierung ihrer formalen Objekte individuiert werden. Dieses Unterfangen ist vor allem durch das Ziel der Abgrenzung gegen einflussreiche Gegenpositionen motiviert: insbesondere gegen physiologisch orientierte *Empfindungstheorien*, wie sie in der Nachfolge William James vor allem einige Psychologen und Physiologen vertreten haben, außerdem gegen die dezidiert non-kognitivistische Position des *Emotivismus* in der Ethik. Diese Gegenpole zum Kognitivismus haben gemeinsam, dass sie Emotionen als lediglich qualitative

Gefühlszustände (*feelings*) ohne intentionalen Gehalt verstehen. Emotionen sind nach dieser Auffassung arationale Regungen, die ihre Träger aufgrund einer qualitativen Lust- oder Unlust-Komponente auf rein subjektive Weise zu Handlungen tendieren lassen oder zur Annahme von Einstellungen geneigt machen. Rationale Kritik, Anfechtungen dieser Geneigt- und Motiviertheiten im Lichte von Gründen, wären somit zwecklos. Die gleichwohl weit verbreitete Praxis, uns wechselseitig für situativ *unangemessene* Emotionen zu kritisieren und auf unser Fühlen mit *vernünftigen Gründen* einzuwirken, müsste somit als ein de facto außerrationales Beeinflussungsgeschehen – nach Art der Androhung von Strafe oder dem Locken mit Belohnung – revisionär neu beschrieben werden.

Mit dieser knappen Skizze der wichtigsten theoretischen Konfliktlinie um 1960 ist die Relevanz für die Handlungstheorie bereits angezeigt. Der emotionstheoretische Kognitivismus weckt Zweifel an der von Hume stark gemachten und von Neo-Humeanern bis heute vertretenen strikten Trennung zwischen kognitiven und non-kognitiven Komponenten unter den Handlungsantezedenzen (vgl. Smith 1994, Kap. 1, siehe auch III.B.3). Humes Standardauffassung der Handlungserklärung, das klassische *belief/desire*-Modell, trennt zwischen einer rationalen Überzeugungskomponente und einer arationalen Motivationskomponente (Wunsch, Neigung, Pro-Einstellung o.ä.), wobei, wie es scheint, die Emotionen gemeinsam mit Wünschen, sinnlichen Regungen, Trieben und Impulsen auf Seite der „blinden Antreiber“ (Robert Musil) geschlagen werden. Im Kognitivismus ändert sich dieses Bild. Wenn Emotionen selbst kognitive Zustände sind und als solche der rationalen Kritisierbarkeit unterliegen, dann zeichnet sich eine Aufweichung der dichotomischen Aufteilung zwischen rationalisierender aber motivational inerter Erkenntnis einerseits und arationaler aber affektiv-antreibender Motivation andererseits ab.

Allerdings ist dieser Stand in den frühen Versionen des Kognitivismus noch nicht erreicht. Vielmehr kommt es zunächst zu einer schlichten Neueinordnung der Emotionen unter Beibehaltung des Hume'schen Schemas: Aufgrund ihrer kognitiven Natur gehören Emotionen auf die Seite der *rationalen* Handlungsantezedenzen, nicht auf jene der arationalen Motivationen. Emotionen sind im Lichte von Gründen gefällte wertende Urteile, keine blinden, körperlich-triebhaften Impulse. Doch wie sich schon bald nach dem Aufkommen der frühen kognitivistischen Emotionstheorien zeigen sollte, hat die Neubewertung von Emotionen im Rahmen des Kognitivismus gewichtigere Konsequenzen für die Handlungstheorie. Es wird am Ende das Hume'sche Schema selber sein, das im Lichte von Einsichten in die Natur der Emotionen unter Druck gerät. Eine wichtige Lehre der neueren Philosophie der Emotionen ist, dass eine strikte Trennung zwischen kognitiven und

non-kognitiven motivationalen Aspekten in der Handlungserklärung problematisch ist, weil Emotionen ein Musterbeispiel eines Zustandstyps sind, bei dem sich nicht mehr sauber zwischen kognitiven und konativen „Anteilen“ unterscheiden lässt.

Theorien der affektiven Intentionalität

Bevor wir uns dieser potenziellen Umjustierung grundlegender Parameter des handlungstheoretischen Denkens im Detail zuwenden, ist zunächst die zweite Phase der Theorieentwicklung in der Philosophie der Emotionen seit den 1960er Jahren zu betrachten. Hier erst wird sich jene Konstellation ergeben, mit der sich die Bedeutung der Emotionen für die Handlungstheorie umfassend ermessen lässt.

Auch wenn die Kerneinsicht des Kognitivismus alternativlos scheint, lassen die frühen Fassungen der kognitiven Theorien vieles zu wünschen übrig. Wenn Emotionen tatsächlich nichts anderes als Urteile wären, was unterscheidet sie dann noch von nicht-emotionalen, ohne affektive Beteiligung gefällten Urteilen? Während Urteile und Überzeugungen im Lichte besseren Wissens normalerweise aufgegeben werden, tendieren Emotionen dazu, auch im Angesicht konträrer Evidenzen bestehen zu bleiben – meine Furcht vor dem Abgrund hält an, auch wenn ich einsehe, dass mich ein robustes Geländer vor dem Absturz bewahrt. Man muss hier nicht auf den pathologischen Sonderfällen wie Flugangst und Spinnenphobien herumreiten, um anzuerkennen, dass Emotionen häufig eine *kognitive Trägheit* aufweisen, die gewöhnlichen Urteilen und Überzeugungen nicht zukommt (vgl. Döring 2007, 380f.). Zudem lässt sich bereits auf Basis der intuitiven Phänomenologie des emotionalen Erlebens ein Einwand gegen den Kognitivismus formulieren: Ist es wirklich plausibel, jedwede *körperliche Erregung*, jegliches *qualitative Empfinden*, jegliche *Intensität des Erlebens* zu belanglosem Beiwerk eines essentiell kognitiven Kernprozesses zu erklären? Kann eine Emotion wirklich ohne jegliche körperliche Dynamik, phänomenale Fühlbarkeit und dergleichen mehr ablaufen? Im Lichte dieser und ähnlicher Einwände erscheinen die frühen kognitiven Theorien als „Kopfgeburt“ – als einseitige Fixierung auf etwas, das bei all seiner Relevanz bestenfalls einen Teilaspekt des emotionalen Geschehens ausmachen kann (vgl. Deonna & Teroni 2012, Kap. 5).

Damit ist die Aufgabe für eine Weiterentwicklung des Kognitivismus umrissen. Jene Merkmale von Emotionen, die nicht auf Anhieb als kognitiv verstanden werden können, die aber dennoch grundlegend für die emotionale Erfahrung zu sein scheinen, müssen so in den Ansatz integriert werden, dass die zentrale Einsicht des Kognitivismus nicht verloren geht.

Nun gab es im Umkreis der frühen kognitiven Theorien immer schon Versuche, sämtliche prima facie relevanten Eigenschaften von Emotionen zu berücksichtigen – im Rahmen sogenannter Mehr-Komponenten-Theorien (z.B. Lyons 1980). Hier wurden Emotionen schlicht zu Syndromen aus separaten Teilaspekten oder Teilprozessen erklärt: im Kern steht weiterhin die Überzeugungs- bzw. Urteilskomponente, daneben werden als weitere Komponenten etwa hedonische Empfindungen, körperliche Veränderungen, Handlungstendenzen und ähnliches mehr postuliert. Doch dieser Ansatz hilft nicht wirklich weiter. Das Problem ist, dass die kognitive Komponente, die ja nach wie vor die kriteriale Essenz eines Emotionstyps ausmachen soll, sich weiterhin nicht von solchen kognitiven Zuständen unterscheidet, die ohne emotionale Beteiligung ablaufen. Der emotionale Kernprozess weist auch in dieser Multi-Komponenten-Sichtweise nichts auf, das ihn von einem nüchtern gefällten Urteil unterscheidet (vgl. Helm 2001, 38-42). Somit bleibt der zentrale Einwand gegen den frühen Kognitivismus bestehen. Der Multi-Komponenten-Ansatz erscheint aber auch aus einer breiteren theoretischen Perspektive als unbefriedigend: Emotionen werden gegen alle Evidenz weiterhin in das etablierte *belief/desire*-Modell des Geistes gezwängt, dem dann lediglich einige nicht-intentionale Empfindungen und körperliche Aufwallungen als deskriptiver Zusatz beigegeben werden – Peter Goldie spricht despektierlich von einem *add-on view* der Emotionen (Goldie 2000, Kap. 3). Die starken vortheoretischen Intuitionen, wonach wir es bei der emotionalen Erfahrung mit einer eigenständigen Dimension unserer Existenz zu tun haben – mit einem Erfahrungsbereich *sui generis* – hängen weiterhin in der Luft.

Damit ist der nächste Theorieschritt vorgezeichnet: Zu zeigen ist, dass die Intentionalität der Emotionen und das leiblich gespürte, mit Erregung, Intensität und „upheaval“ einher gehende hedonische Empfinden in der emotionalen Erfahrung eine unauflösliche Einheit bilden. Eine Emotion liegt dann vor, wenn wir einen evaluativen intentionalen Gehalt nicht lediglich, wie bei einem nicht-emotionalen Urteil, neutral affirmieren, sondern unmittelbar *affektiv erleben*. So fürchten wir eine Gefahr nicht schon dann, wenn wir ihr Bestehen lediglich konstatieren, sondern erst dann, wenn sie uns spürbar affiziert, d.h. wenn uns die Gefahr unmittelbar an- und nahe geht. Die für Trauer charakteristische Erfahrung eines Verlustes wird nicht von einem unangenehmen Empfinden begleitet sondern *ist selbst* ein solches affektives Empfinden – es ist der Verlust der geliebten Person, ihr nun unwiederbringliches Fehlen, der uns schmerzlich nahe geht. Wir *fühlen* den Verlust selbst – und nicht bloß physiologische Begleiteffekte eines den Verlust affirmierenden Urteils.

Peter Goldie prägt in diesem Zusammenhang den Ausdruck „feeling towards“ – gemeint ist ein *intentionales Empfinden* (Goldie 2000, ch. 2; *locus classicus* dafür ist die Gefühlstheorie Max Schelers). Robert C. Roberts erläutert das damit Gemeinte informativer als *affect-imbued concern-based construal*: eine im Lichte eines unserer Anliegen erfolgende Auffassung von etwas (Roberts 2003). Bennett Helm schlägt mit seinem Konzept der *felt evaluations* in dieselbe Kerbe – im Falle der Trauer handelt es sich für Helm um ein *schmerzhaftes Gewahren des Verlustes*, was als eine unmittelbar im Empfinden liegende Bewertung einer für die fühlende Person bedeutsamen Begebenheit zu verstehen ist (vgl. Helm 2001). Nach Helm bestehen Emotionen aus systematisch verknüpften Mustern von intentionalen *pleasures and pains* – d.h. lust- oder unlustvolle Erfahrungen von etwas konkret für den Fühlenden Bedeutsamen. Auch Sabine Döring (2007) verortet sich in diesem Lager, wenn sie Emotionen als „affektive Wahrnehmungen“ betrachtet und damit die Unauflöslichkeit von Affekt und Gehalt, von Phänomenalität und Intentionalität der Emotionen betont, insofern bei Wahrnehmungen intentionaler Gehalt und phänomenaler Aspekt nicht trennbar sind (zur Kritik an der Wahrnehmungstheorie vgl. Deonna & Teroni 2012, Kap. 6). Mit Blick auf all diese Konzeptionen und ungeachtet der Differenzen im Detail ist die Rede von einer spezifisch *affektiven* Intentionalität angebracht. Der in den Emotionen liegende Welt- und Selbstbezug ist von grundlegend anderer Art als derjenige, welcher sich in nicht-affektiven Überzeugungen, Urteilen und, falls es sie denn gibt, in nicht-affektiven Erfahrungen, manifestiert. Wir haben es mit einem Intentionalitätstypus *sui generis* zu tun (vgl. Slaby 2008 sowie die Beiträge in Slaby et al. 2011).

Implikationen für die Handlungstheorie

Es ist höchste Zeit, nun die handlungstheoretischen Implikationen dieser Sichtweise zu skizzieren. Am deutlichsten hat Döring ihre Emotionstheorie auf eine handlungstheoretische Kerneinsicht zugeschnitten, daher sind die folgenden Ausführungen vor allem an ihrem Ansatz orientiert. Döring zufolge durchschlagen Emotionen aufgrund ihrer intentional-affektiven Doppelnatur den gordischen Knoten der handlungstheoretischen Standardauffassung des *belief/desire*-Modells. Das Kardinalproblem in dieser klassischen Sichtweise liegt kurz gesagt darin, dass Überzeugungen nicht motivieren, während Wünsche nicht rationalisieren, wir aber beides benötigen, wenn wir den starken Intuitionen des Internalismus bezüglich praktischer Gründe Rechnung tragen wollen (vgl. Döring 2007, 367-369). Im Standardmodell klaffen die Einsicht in das, was in einer gegebenen Situation zu tun ist, und das tatsächliche Motiviertsein, dieser Einsicht entsprechend zu handeln, unweigerlich

auseinander. Michael Smith spricht vom „Problem der Moral“, das er in Form eines Trilemmas formuliert (vgl. Smith 1994, 12; zum Problem der Moral siehe auch Kap. V.A.6): Moralische Urteile drücken Überzeugungen darüber, was objektiv der Fall ist, aus (Objektivismus). 2) Wer urteilt, dass eine Handlung moralisch geboten ist, ist kraft dessen auch motiviert, diese Handlung zu vollziehen (Internalismus); 3) Eine Handlungsmotivation besteht aus einem entsprechenden Wunsch sowie einer instrumentellen Überzeugung darüber, wie sich der Wunsch verwirklichen lässt, wobei Überzeugung und Wunsch strikt getrennte mentale Vorkommnisse sind (Humeanismus). Diese drei Sätze können nicht zugleich wahr sein. Falls Satz 1) wahr ist, wovon Smith ausgeht, müssten unsere moralischen Urteile als kognitive Zustände gedeutet werden, könnten dann aber aufgrund von Satz 3) aber nicht motivational wirksam sein (weil Urteile bzw. Überzeugungen keine motivationale Kraft haben), also kann Satz 2) nicht stimmen. Die Erkenntnis des moralisch Richtigen wäre durch eine Kluft getrennt von der Motivation, im Sinne dieser Einsicht moralisch zu handeln. (Smith 1994; vgl. Döring 2007).

Dörings Lösung, die ich hier nur stark verkürzt wiedergeben kann, basiert auf der eben skizzierten Konzeption einer genuin affektiven Intentionalität, die sie als grundlegende Alternative zum Hume'schen *belief/desire*-Modell in Stellung bringt. Als rational evaluierbare intentionale Zustände, die als solche aufgrund ihrer affektiven Natur unmittelbar motivational wirksam sind, handelt es sich bei Emotionen um Ausübungen von praktischer Vernunft – um ein rationales Erfassen des situativ Bedeutsamen. Zugleich aber sind Emotionen unmittelbar motivational wirksam – nicht etwa, weil sie „blind antreiben“ wie arationale Wünsche, sondern weil ihre affektive Dimension ein intentionales Empfinden ist. Emotionen lassen uns das in einer Situation evaluativ Relevante *fühlend* erfassen, d.h. wir erfahren eine Situation unmittelbar im Lichte unserer genuinen Anliegen und Bestrebungen. Das ist laut Döring gleichbedeutend damit, dass uns Emotionen zum entsprechenden situativ rationalen Handeln motivieren. Affektive Intentionalität ist *motivational wirksame* Intentionalität. Durch sie wird die fühlende Person zu solchen Eingriffen in das situative Geschehen motiviert, die nach Maßgabe des im Fühlen als Bedeutsam Erfassten angemessen sind. Das emotionale Erfassen des Bedeutsamen und die motivationale Kraft, die von einem affektiven Zustand ausgeht, sind somit nicht das jeweilige Werk separater Komponenten, sondern erfolgen aus ein und derselben Quelle. Für Döring sind Emotionen als *affektive Repräsentationen des situativ Bedeutsamen* untrennbar *sowohl* evaluativ-erschließend *als auch* rational motivierend. Abweichend von Döring lässt sich dieser Zusammenhang auch im Sinne des Realismus deuten: das bedeutsame Objekt selbst wirkt, vermittelt über seine

affektive Erfassung, sowohl rationalisierend als auch motivierend. (Bei Döring ist es dagegen ausdrücklich der mentale Zustand, die affektive Wahrnehmung, die motiviert und – vermittelt über darauf gründende Urteile – auch rationalisiert; vgl. Döring 2007). So oder so kann die Theorie der affektiven Intentionalität der Moralthorie einen wichtigen Dienst erweisen, indem sie einen Schlüssel zur Lösung des besagten Problems der Moral liefert. Emotionen fundieren Ausübungen praktischer Vernunft, insofern sie als affektive Wahrnehmungen bzw. als affektives Offensein zur Welt evaluative – bzw. in diesem Fall: moralische – Urteile rechtfertigen. Diese emotionsbasierten Urteile haben motivierende Kraft, weil ihre Inhalte in den Anliegen der fühlenden Person gründen und insofern genuin affektive Inhalte sind. Anders gesagt: diese Urteile „erben“ die motivationale Kraft von den affektiven Vollzügen, auf denen sie gründen. In diesen emotionsbasierten Urteilen fällt daher Rationalisierung und Erklärung des moralischen Handelns ineins (vgl. Döring 2007, 386ff.).

Die Relevanz dieser Position für ein Verständnis des menschlichen Handelns reicht aber natürlich über den Bereich der Moral hinaus. Bennett Helm, dessen Auffassung in diesem Punkt derjenigen Dörings recht nahe kommt, konstatiert angesichts des beschriebenen Zusammenhangs, dass emotionale Inhalte das Hume'sche Dogma einer strikten Trennung von kognitiven und konativen Zuständen – die sogenannte *cognitive-conative divide* – insgesamt obsolet machen (Helm 2001, 4ff.). Emotionen lassen diese klassische Trennung als artifiziell erscheinen, so dass es ratsam erscheint, die Rede von kognitiven und konativ-motivationalen „Anteilen“ der Emotionen überhaupt fallen zu lassen. Die affektive Intentionalität ist eine Form des Weltbezugs *sui generis* – es handelt sich um eine Intentionalität, die eine fühlende Person *zugleich und ineins* die Welt als bedeutsam erfassen lässt *und* sie zu solchen Eingriffen ins uns umgebende Geschehen motiviert, die der affektiv erfassten Bedeutsamkeit im Lichte der jeweiligen Anliegen und Bedürfnisse der Person Rechnung tragen. Auch wenn sich die hier dargestellten Konzeptionen in Detailfragen unterscheiden – etwa darin, ob die Emotionen selbst Handlungen rationalisieren oder ob sie dies, wie Döring meint, nur vermittelt über Urteile tun – besteht Einigkeit darin, dass eine angemessene Theorie der Emotionen die theoretische Landschaft in der Handlungs-, Moral- und Vernunfttheorie signifikant verändert.

Exkurs zu Heidegger

Heidegger, daran sollte man an dieser Stelle erinnern, operiert in *Sein und Zeit* auf der Basis einer vergleichbaren Einsicht, die anders als bei Döring konsequent anti-repräsentationalistisch und anti-mentalistisch orientiert ist. Heideggers in diesem Zusammenhang zentraler Ausdruck, der ihn vor den in der Rede vom Kognitiven, Konativen,

und selbst in der von Bewusstsein und Intentionalität angelegten unangemessenen Trennungen bewahren soll, lautet *Erschlossenheit*. Erschlossen ist dem menschlichen Dasein all das, dem es im Handeln (bzw. in seinem Sein) auf angemessene Weise Rechnung tragen muss. Ich habe die Welt nicht kognitiv im Blick oder in Form von Vorstellungen, Ideen oder Repräsentationen „vor dem Geist“, so dass es dann immer noch eine offene Frage ist, wie ich auf Basis dieser mentalen Gehalte zum Handeln komme. Vielmehr bewege ich mich kompetent *in* der Welt, d.h. ich agiere aus einem Verständnis heraus, das mich die jeweilige Bedeutsamkeit des mir in der Welt Begegnenden praktisch bewältigen lässt. Es wäre künstlich und führte zu vergegenständlichenden Fehlbeschreibungen, würde man einen separaten Akt des *Erfassens* des Bedeutsamen postulieren. Denn es liegt im Handeln selbst, das ich dem dafür jeweils Relevanten situativ Rechnung trage. So verwendet Heidegger insbesondere den Ausdruck „Verstehen“, der die primäre Vollzugsform der Erschlossenheit benennt, im Sinne eines „etwas Könnens“. Darin schwingt die kognitive Bedeutung des Wortes Verstehen noch mit, nun aber im Sinne einer in den praktischen Vollzug eingelagerten Dimension. Zugleich ist das Verstehen immer schon als solches affektiv fundiert, insofern sein Vollzug jeweils einen spezifischen Gefühlstonus aufweist, der dem Agieren ein qualitatives *Wie* aufprägt („Verstehen ist immer gestimmtes“; Heidegger 1927, 142). Damit ist zum einen eine vorreflexive Orientiertheit auf das situativ Bedeutsame gemeint, zum anderen ein Verwiesensein auf etablierte Bestände des Bedeutsamen, hergebrachte Routinen und Üblichkeiten, die für den jeweiligen praktischen Kontext maßgebend sind. Die dem Verstehen als praktischer Kompetenz eingelagerte habitualisierte Affektivität fungiert als ein Reservoir des Bedeutsamen, des Schicklichen, des Tradierten, wobei sich darin der Bezug auf aktuelle bereichsspezifische Relevanzen mit den individuell erworbenen Kompetenzen und Routinen vermengt, insofern diese im situativen Handlungsvollzug aktiviert werden.

Heideggers Tendenz, die auf scharfe Trennungen von Zustandsarten ausgerichtete Terminologie der Tradition zu revidieren und dagegen die Verwobenheit personaler Vermögen zu betonen, gibt uns einen Fingerzeig für die nächste Entwicklungsstufe philosophischer Emotionstheorien. Es ist noch nicht das letzte Wort, wenn Emotionen in Folge der hier nachgezeichneten Einsichten als ausgezeichnete Handlungs-*Antezedenzen* betrachtet werden, da sie, wie gezeigt, *rational motivieren*. Auch diese Sichtweise könnte noch einer übermäßig auf Zergliederung personaler Vermögen orientierten Einstellung geschuldet sein; die Trennung zwischen Handlungen und ihren vermeintlichen Antezedenzen könnte das Resultat einer fehlgeleiteten Ontologisierung von zu Analyse Zwecken eingeführten Kategorien sein. So mag uns das Beispiel der Emotionen noch mehr lehren als das bis hierhin

Festgestellte, nämlich die Vorzüge einer Konzeption der personalen Existenz, die eine scharfe Trennung zwischen dem Handeln einerseits und seiner rationalisierenden und erklärenden Vorgeschichte andererseits unterläuft. Hier konvergiert die Philosophie der Emotionen mit kritisch-revisionistischen Beiträgen zur philosophischen Handlungstheorie (vgl. Taylor 1985, Rorty 1988).

Handlungsorientierte Emotionstheorien

Schon bei einer oberflächlichen Betrachtung fällt auf, dass das Verhältnis von Emotionen und Handlungen ein sehr enges sein muss. Ist Furcht wirklich trennscharf von Flucht- und Vermeidungshandlungen separierbar? Ist Scham wirklich etwas substantiell anderes als das aktive Bestreben, sich den Blicken der anderen zu entziehen? Kann man sich Zorn ganz getrennt vom zorngefüllten Agieren, vom Trachten nach Konfrontation oder Vergeltung vorstellen? Selbst eine „lähmende“ Trauer geht mit einem spezifischen Trauerverhalten, mit einem charakteristischen Gebaren und Agieren einher. Auch aus der anderen Richtung lässt sich eine enge Verbindung zwischen Fühlen und Handeln aufzeigen. Welches Handeln ist in seinem Vollzug gänzlich frei von begleitenden bzw. ihm innewohnenden Affekten? Zahllose Tätigkeiten gehen mit Lust oder Frust einher und wären ohne diese affektive Dimension nicht annähernd das, als was wir sie kennen. Das menschliche Handeln wäre bei weitem nicht so faszinierend, wenn es nicht wahlweise von Ängstlichkeit, Aggression, Liebe oder Hass geprägt wäre, wenn es nicht zorngefüllt, liebevoll, mit Freude und Hingabe oder aber widerwillig, missmutig oder gereizt vollzogen würde. Kurz: Das *affektive Wie* lässt sich nur um den Preis großer Künstlichkeit vom *aktiven Was* einer Handlung trennen, während umgekehrt ein emotionales Fühlen ohne ein entsprechendes Agieren oder zumindest die starke Tendenz dazu allenfalls einen seltenen Extremfall darstellt. Fühlen und Handeln gehören auf das Engste zusammen.

Wie aber lassen sich diese Befunde auch theoretisch einholen? Heideggers eben skizziertes Konzept des befindlichen Verstehens ist ein Ansatz, der die grundlegende Verwobenheit von Erkennen, Fühlen, Handeln philosophisch ausbuchstabiert. Es gibt aber auch in der gegenwärtigen Debatte der Emotionsphilosophie handlungsorientierte Positionen, beispielsweise den Ansatz des Enaktivismus, der im Umfeld kognitionswissenschaftlicher Arbeiten zur Verkörperung des Geistes entstanden ist (vgl. Colombetti 2013; Colombetti & Thompson 2009). Auch hier geht es, wie bei Heidegger, nicht um isolierte handlungs- bzw. emotionstheoretische Überlegungen, sondern um eine allgemeine Theorie des Weltbezugs von Organismen bzw. Personen. Im Enaktivismus wird das Mentale insgesamt als aktives

Vollzugsgeschehen aufbauend auf grundlegenden Organismus-Umwelt-Interaktionen verstanden. Das Mentale ist in dieser Sichtweise keine separate Struktur, sondern Teilmoment der adaptiven, lebenserhaltenden Aktivität eines Organismus bzw. der Existenzbewältigung einer Person.

Wahrnehmung beispielsweise ist untrennbar verwoben mit Formen explorativer Aktivität, in deren Verlauf sich erst die Konturen des Wahrgenommenen in Form einer systematischen Kovarianz von Umweltgegebenheiten mit dynamischen Eigenschaften des wahrnehmenden Akteurs herauskristallisieren. Die Welt kommt entsprechend nicht zuerst als eine neutrale Ansammlung von Objekten in den Blick, sondern primär als ein Zusammenhang von *Affordances*, d.h. von konkreten Handlungs- und Seinsmöglichkeiten, die sich einem Akteur situativ bieten. Emotionen passen gut in das enaktivistische Bild, insofern sie plausibel als Sequenzen einer auf *Affordances* bezogenen aktiven Orientiertheit verstanden werden können. Was oben als affektive Intentionalität beschrieben wurde – die Untrennbarkeit von intentionalem Gehalt und Gefühlsqualität – wird dann konkreter als ein aktives Erschließen des situativ Bedeutsamen erkennbar. Gemeint sind die verschiedenen Formen der affektiven Situationsbewältigung (*coping*): das Vermeiden oder Vereiteln von Gefahren, das Anstreben und Aneignen des Zuträglichen, das Bekämpfen des Verhassten, das Geringschätzen des Verächtlichen oder das Verehren des Bewundernswerten. Der affektive Weltbezug ist ein aktives Erschließen, ein umfassendes Sich-zur-Welt-Stellen und in-der-Welt-Agieren – im Gegensatz zu einem lediglich gefühlsmäßigen „Registrieren“ von isolierten Werteigenschaften. Wenn es bei manchen dieser situativen affektiven Vollzüge eher um evaluative Einstellungen („Bewundern“) als um manifeste Handlungen („Flucht“, „Konfrontation“) zu gehen scheint, so sind dies graduelle Abstufungen in einem aufs Ganze gesehen aktiven Weltverhältnis. Gut bringen das Begriffe wie Haltung oder Verhaltung zum Ausdruck (Merleau-Ponty spricht von *comportment*): es geht um umfassende Formen eines sich zur Welt Stellens, um aktive Orientierungen, die letztlich das gesamte bewusste Existieren einer Person umfassen (vgl. Slaby & Wüschner 2014). Dass es dann bei oberflächlicher Betrachtung situativ mal aktiver, mal weniger aktiv zugeht, ist angesichts der grundlegenden aktiv-strebenden Orientiertheit der personalen Existenz von zweitrangiger Bedeutung. Hilfreich am Begriff der Haltung ist zudem der Umstand, dass er nicht losgelöst von der Dimension des Stils, der Art und Weise der personalen Vollzüge funktioniert – es kommt bei Haltungen immer auch auf das *Wie* des Sich-zur-Welt-Stellens an, und nicht einzig auf die nackten Inhalte ihrer Einstellungen oder Absichten. Genau das ist ein wichtiges

Charakteristikum sowohl der Emotionen als auch der menschlichen Handlungen, sofern man sie behutsam genug spezifiziert.

Neben dem Enaktivismus, dessen Ausarbeitungen meist auf vergleichsweise einfache Vollzüge der Lebensbewältigung beschränkt bleiben, gibt es noch andere Spielarten eines handlungsorientierten Emotionsverständnisses. Klassisch und nach wie vor einschlägig ist die Theorie des Psychologen Nico Frijda, der Emotionen als gefühlte Handlungstendenzen bestimmt (Frijda 1986). In der Sozialpsychologie und bei Vertretern evolutionsbiologisch orientierter Ansätze sind Emotionen nicht nur als primäre Formen der Umweltbewältigung, sondern auch als Formen sozial-kommunikativer Verhaltensweisen beschrieben worden (vgl. Griffiths & Scarantino 2009; Parkinson et al. 2005). Emotionen sind nicht nur primär auf ihre intentionalen Objekte bezogen sondern auch lateral auf den sozialen Kontext: ein heftiger Wutausbruch flößt den Personen in der Umgebung Furcht ein und fungiert insofern als soziale Machtdemonstration; Scham und Vermeidungsverhalten signalisieren den Mächtigeren Unterwürfigkeit, während offensives Furchtverhalten eine kommunikative Signalfunktion erfüllt – als gut sichtbare Warnung vor einer nahenden Gefahr. Emotionen spielen insofern immer auch auf der Klaviatur der jeweils maßgeblichen Sozialordnung.

Fazit und Ausblick

Ziehen wir Bilanz. Emotionen und affektive Einstellungen sind ausgezeichnete Kandidaten, um in rationalisierende Handlungserklärungen einzugehen. Kraft ihrer intentionalen Gehalte liefern Emotionen Handlungsgründe und tragen insofern zur rationalen Rechtfertigung von Handlungen bei. Kraft ihrer affektiven Natur wirken sie motivierend, und da die rationale und die affektiv-motivationale Dimension einer Emotion nicht trennbar sind, sondern bloß unterschiedliche Aspekte desselben Vollzugsgeschehens bezeichnen, handelt es sich um eine Form der *rationalen* Motivation. Zudem lässt sich zwischen dem motivationalen Wirken der Emotion und dem Beginn des Handlungsvollzugs selbst oft nicht trennen, so dass die emotionale Erfahrung und der Beginn des durch die Emotion rationalisierten und motivierten Handelns in vielen Fällen in eins fallen. Emotion und Handlung gehen dann ebenso nahtlos ineinander über, wie *innerhalb* einer Emotion rationalisierende und motivierende Faktoren innig verschmolzen sind. Das verdeutlicht, dass und wie die grundlegenden personalen Dimensionen „Handeln“ und „Fühlen“ miteinander verwoben sind. Das eine kann letztlich nur um den Preis von Verzerrungen und Einseitigkeiten ohne das andere thematisiert werden.

Diese Verwobenheit lässt sich auch noch aus einer anderen Richtung verdeutlichen. Sowohl einzelne Handlungen als auch einzelne Emotionen sind keine isolierten Sequenzen,

sondern ihrerseits Teilmomente einer umfassenden personalen Perspektive bzw. eines aktiven personalen Selbstverständnisses. Die intentionalen Gehalte der Emotionen sind vielfältig und vor allem *konstitutiv* verwoben mit einem Hintergrund an Einstellungen, Überzeugungen, Projekten und Anliegen, Geneigtheiten, Verständnissen, Deutungen und Fehldeutungen, Einsichten und Vorurteilen, Üblichkeiten und Extravaganzen – in der je spezifischen Gestalt eines individuellen Selbstverständnisses (Hartmann 2009 mit Bezug auf Taylor 1985; vgl. auch Slaby 2008). Und selbst diese weitreichende Einbettung der einzelnen intentionalen Episoden in ein *individuelles* Selbstverständnis ist noch nicht das letzte Wort. Individuelle Selbstverständnisse sind ihrerseits konstitutiv eingelassen in den Verständnisrahmen einer Kultur in einer jeweiligen historischen Epoche, und das gilt in einem grundlegenden Sinn sowohl für die paradigmatischen *Inhalte* intentionaler Verhaltensweisen, als auch für die *Vollzugsformen* und *Prozessmodi* des Erfahrens, Fühlens, Denkens und Handelns, da diese ihrerseits auf einen von kulturellen Mustern, Ordnungen, herrschenden Stilen, den Anforderungen zentraler Institutionen, maßgebender Praktiken und sozio-ökonomischer Konstellationen geprägt sind und sich vermutlich auch nur in Austausch und Interaktion mit den soziokulturellen Praktiken und Interaktionsmustern überhaupt stabilisieren lassen (Rorty 2004; vgl. Scheer 2012).

Das bedeutet, dass isolierte Handlungsbestimmungen und Erklärungen, die in wenigen Sätzen den vermeintlichen Primärgrund einer Handlung angeben, jeweils nur einen kruden Auszug aus einem umfassenden Geschehen herausgreifen. De facto steht eine umfassende Vorgeschichte aus Einstellungen, Geneigtheiten, Denkmustern und Dispositionen im Hintergrund und ebenso ein konkreter praktisch-normativer Kontext, der individuelle Verhaltensweisen situativ rahmt und stabilisiert (Beispiele für solche praktisch-normativen Kontexte: das Militär, die Schule bzw. das Bildungssystem, eine Partei, ein Arbeitsumfeld im Rahmen eines herrschenden Wirtschaftssystems, eine wissenschaftliche Disziplin, ein handwerkliche Zunft, etc.). Nur mit hinreichend informiertem Bezug auf diesen Hintergrund, auf die umfassende diachrone und synchrone Einbettung, lassen sich einzelne intentionale Gehalte und somit einzelne personale Vollzüge einigermaßen adäquat individuieren und hinsichtlich ihrer spezifischen Vollzugsweisen verständlich machen. So wird auch nachvollziehbar, warum verschiedene Personen unter äußerlichen und „innerlich“ vermeintlich identischen Umständen mitunter sehr unterschiedlich fühlen, denken und handeln. Es sind umfassende kultur- und epochenspezifische Selbstverständnisse – gelebte Weltansichten, mit all ihren Idiosynkrasien, Konfusionen, dunklen Provinzen – die im Hintergrund stehen, wenn es darum geht, emotionale Weltbezüge zu spezifizieren und

Handlungen rational zu erklären. Abkürzende Zugriffe sind natürlich möglich und können im Rahmen provisorischer Rechtfertigungs- und Erklärungsbestrebungen ihren Zweck erfüllen. Aber wir dürfen nicht überrascht sein, wenn wir mit diesen groben Charakterisierungen in den interessanteren Fällen nicht sonderlich weit kommen. Das Feld der Emotionen ist einer jener Bereiche, in denen sich die immense Komplexität, die profunde Kultur- und Zeit- und Bereichsgebundenheit sowie der zutiefst intersubjektive Charakter personaler Vermögen besonders deutlich zeigt. Somit eignen sich Theorien der Emotionen gut als Instanz der Komplexitätserhöhung, wenn es darum geht, die Vielfalt des menschlichen Handelns unverkürzt in den Blick zu bringen.

Literatur

- Colombetti, Giovanna: *The Feeling Body: Affective Science Meets the Enactive Mind*. Cambridge, Mass. 2013
- Colombetti, Giovanna/Thompson, Evan: The feeling body: Toward an enactive approach to emotion. In: Overton, Willis F./Mueller, Ulrich/Newman, Judith L. (Hg.): *Developmental Perspectives on Embodiment and Consciousness*. New York, 2008, 45-68.
- Deonna, Julien A./Teroni, Fabrice: *The Emotions: A Philosophical Introduction*. New York 2012.
- Döring, Sabine A.: Seeing what to do: Affective perception and rational motivation. In: *Dialectica* 61/3 (2007), 364-394.
- Döring, Sabine A.: *Philosophie der Gefühle*. Frankfurt a. M. 2009.
- Frijda, Nico: *The Emotions*. Cambridge 1986.
- Goldie, Peter: *The Emotions. A Philosophical Exploration*. Oxford 2000.
- Griffiths, Paul E./Scarantino, Andrea: Emotions in the wild. In: Robbins, Philip/Aydede, Murat (Hg.): *The Cambridge Handbook of Situated Cognition*. Cambridge 437-453.
- Hartmann, Martin: *Gefühle. Wie die Wissenschaften sie erklären*. Frankfurt a.M. 2009.
- Heidegger, Martin: *Sein und Zeit* [1927]. Tübingen 1986.
- Helm, Bennett W.: *Emotional Reason: Deliberation, Motivation, and the Nature of Value*. Cambridge 2001.
- Kenny, Anthony: *Action, Emotion, and Will*. London 1963.
- Lyons, William: *Emotion*. Cambridge 1980.
- Nussbaum, Martha C.: *Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions*. Cambridge 2001.
- Parkinson, Brian/Fischer, Agneta. H./Manstead, Antony. S. R. (Hg.): *Emotion in social relations: Cultural, group, and interpersonal processes*. New York 2005.
- Roberts, Robert C.: *Emotions. An Essay in Aid of Moral Psychology*. Cambridge, UK 2003.
- Rorty, Amelie Oksenberg: *Mind in Action: Essays in Philosophy of Mind*. Boston, Mass 1988.
- Rorty, Amelie Oksenberg: Enough already with “theories of emotion”. In: Solomon, Robert C. (Hg.): *Thinking about Feeling: Contemporary Philosophers on Emotions*. Oxford 2004, 269-278.
- Scheer, Monique: Are emotions a kind of practice? In: *History and Theory* 51 (2012), 193-220.

- Slaby, Jan: *Gefühl und Weltbezug. Die menschliche Affektivität im Kontext einer neo-existentialistischen Konzeption von Personalität*. Paderborn 2008.
- Slaby, Jan/Stephan, Achim/Walter, Henrik/Walter, Sven (Hg.): *Affektive Intentionalität. Beiträge zur welterschließenden Funktion der menschlichen Gefühle*. Paderborn 2011.
- Slaby, Jan/Wüschner, Philipp: Emotion and agency. In: Roeser, Sabine/Todd, Cain (Hg.): *Emotion and Value*. Oxford 2014, 212-228.
- Smith, Michael: *The Moral Problem*. Oxford 1994.
- Solomon, Robert C.: *The Passions: Emotions and the Meaning of Life* [1976]. Indianapolis 1993.
- Taylor, Charles: Self-interpreting animals. In: Ders.: *Human Agency and Language*. Philosophical Papers Vol. I. Cambridge 1985, 45-76.